

Zu wenig Geld für die UB?

UB gegen Institute: Grabenkämpfe um Studiengebühren

Die Universitätsbibliothek (UB) will mehr Geld von den Studiengebühren. Vor zwei Wochen forderte sie von der Senatskommission 200000 Euro für die Literaturversorgung. Die Fachschaftskonferenz (FSK) sprach sich gegen eine Erhöhung der zentralen Mittel aus und drohte sogar mit der Einfrierung der Zahlungen.

Der Konflikt schwelte seit Beginn des Semesters. Vor einem Monat dann der Eklat: Die UB-Direktion und Vertreter von zwei Lehrstühlen des historischen Seminars zerstritten sich über die Finanzierung der „Historical Newspapers“. Das Angebot stand auf der UB-Homepage nicht mehr zur Verfügung. Über einen gespeicherten Direktlink konnten die Studierenden dennoch auf die Zeitschrift zugreifen. „Die UB will für eine bestimmte

Stimmung sorgen, um an mehr Geld zu kommen“, sagt ein Sprecher der Fachschaft Geschichte.

Die UB erhält 1,3 Prozent der Studiengebühren; das sind 118900 Euro. Im landesweiten Vergleich liegt sie damit weit hinter anderen UBs wie Tübingen mit 533 000 Euro oder Freiburg mit 622 000 Euro. Der Grund dafür sind die unterschiedlichen Modelle, nach

denen die Gelder verteilt werden. Im Regelfall erhalten die zentralen Einrichtungen 30 Prozent der Studiengebühren. In Heidelberg aber bekommen sie nur 5 Prozent, 95 Prozent gehen an die Fächer. Für

Fächern verbleiben. Wenn die UB Bücher für ein Fachgebiet kaufen wolle, solle sie sich an die jeweilige Fachkommission wenden. Würden zu viele Gelder direkt vergeben, verliere man die Kontrolle. Dabei habe

Die FSK widerspricht. Die Listen der UB gäben ein verzerrtes Bild der Nachfrage wider. Viele Professoren empföhlen eine lange Liste von Büchern, die die Studierenden nur zur Sicherheit vormerken. Die Finanzierung durch die Fächer könne bei der Bestellung der Bücher helfen. „Die Studenten wissen am besten, was sie brauchen“, so die FSK.

Probst hält dagegen: „Wir betreuen 50 Fächer und müssen alle Vorschläge in dutzenden Fachkommissionen verhandeln. Das ist absurd.“ Bisher seien mit über zehn Gremien Gespräche geführt worden, die UB habe aber noch keinen Cent gesehen.

Beide Parteien plädieren für eine Verbesserung der Kommunikation beispielsweise durch einen Ausschuss. „Grabenkämpfe innerhalb der Uni sind falsch. Fehlende Finanzierung ist ein strukturelles Problem, das Studiengebühren nicht lösen können.“ Vielleicht könne man zusammen streiken, um auf die Lage hinzuweisen, schlägt ein FSKler vor.

Die Beratende Kommission für Studiengebühren prüft den Antrag der UB. Der Senat tagt das nächste Mal am 24. Juli. **(ell, wor)**



Zeichnung: ell

Unfaire Verteilung der Studiengebühren? Die UB muss hungern, die Institute schwimmen im Geld.

die Verbesserung der Literaturversorgung bleiben der UB 47900 Euro. „Wir fordern 200000 Euro“, sagt UB-Direktor Dr. Veit Probst. So käme man auf eine Anzahl von 5000 Büchern im Semester.

Die FSK verteidigt die geringen Geldmittel. Die Entscheidungsgewalt über die Verwendung der Studiengebühren müsse bei den

jeder Student das Recht, dass sein Geld der Verbesserung der Lehre im eigenen Fach zugute komme: „Ein Geologe will nicht die Bücher für den Mediziner finanzieren.“

Die UB sieht ihre Kompetenz in der digitalen Datenerhebung. „Die Vormerkungen zeigen, dass 800 Mal am Tag ein Buch fehlt; ein klarer Defizitindikator“, so Probst.

aus: Ruprecht Nr. 109 / Juli 2007

Besser studieren mit Gebühren?

Was sich getan hat – Eure Meinung nach einem Semester:

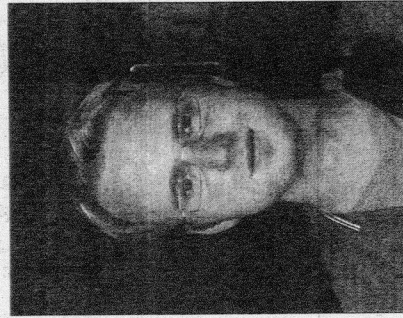
Über acht Millionen Euro Studiengebühren habt Ihr der Uni überwiesen. Über die Verwendung des Geldes diskutieren Eure Fachschaftsvertreter mit den Professoren. Nach einem Semester erfahren die Heidelberger Studenten erste Maßnahmen zur Verbesserung der Lehre: Biblio-

theken sind länger geöffnet, Studenten bereiten sich in zusätzlichen Tutorien besser auf Prüfungen vor und manche Institute bezahlen sogar Vorlesungsskripte. Doch haben sich die 500 Euro Campusmaut dafür gelohnt? Der ruprecht hat nachgefragt.



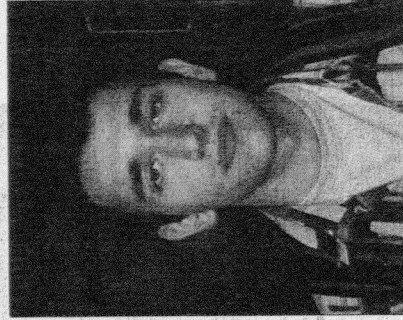
Elena (21), Übersetzen und Dolmetschen:

„Die Ausstattung meines Instituts hat sich überhaupt nicht verändert! Die Öffnungszeiten der UB sind zwar gut, reichen aber nicht aus. Ich finde es außerdem nicht richtig, dass ausländische Studierende auch Studiengebühren zahlen müssen.“



Lukas (22), VWL:

„Mir fällt da die neue Computerausstattung im Alfred-Weber-Institut ein. Außerdem ist die Institutsbibliothek länger geöffnet. Nach wie vor haben wir aber das Problem überfüllter Hörsäle und müssen uns schon 20 Minuten vor Beginn der Vorlesung um einen Platz kümmern.“



Rostislav (21), Physik:

„Nervig sind die überfüllten Seminarräume. Mit bis zu acht Studenten pro Versuchstisch können wir nicht sinnvoll üben. Andererseits sind unsere Studiengebühren im internationalen Vergleich eher gering und sichern uns Konkurrenzfähigkeit zu amerikanischen Universitäten.“



Konrad (20), Biologie:

„Es gibt ein paar zusätzliche Praktika-Angebote, die aber noch ausgebaut werden müssten. Ich denke, dass das Problem zu langsam angegangen wurde. Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass viele unserer Computer veraltet sind. Wir haben aber neue Mikroskope bekommen.“



Julia (22), Sonderpädagogik:

„Die neuen Öffnungszeiten der UB und die neuen Tutorien fallen mir positiv auf. Als negativ empfinde ich die überfüllten Seminarräume. Durch zusätzliche Lehrveranstaltungen sollte gewährleistet sein, dass jeder Student sein Studium in der Regelstudienzeit absolvieren kann.“



Anna (22), Zahnmedizin:

„Die Schaffung neuer Kurse ist toll. Es gibt ein zusätzliches Biochemietutorium und wir haben neue Mikroskope. Anfangs war ich gegen die Studiengebühren. Jetzt merke ich, dass auch ich von ihnen profitiere, vor allem durch die bessere Institutsausstattung.“

Schreckgespenst Säurefraß

Die Universitätsbibliothek Heidelberg geht neue Wege im Kampf um wertvolle Buchbestände

Zerfällt unser kulturelles Gedächtnis?

„Das Papier stirbt von innen heraus“ – Kooperation mit der Preservation Academy

Von Johannes Schnurr

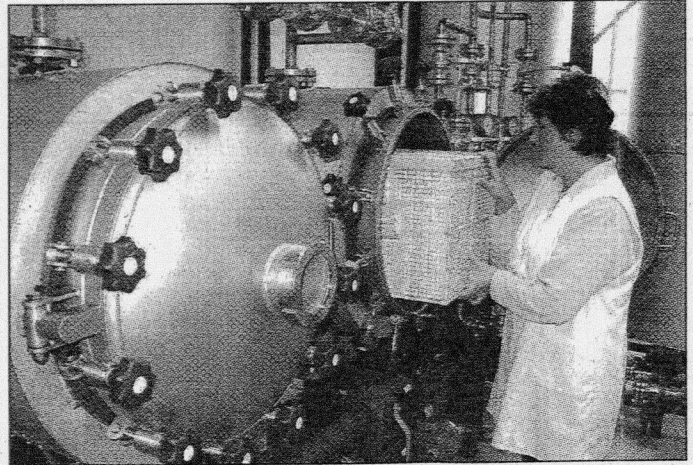
Der Prozess beginnt schleichend, kaum merklich. Das Papier vergilbt, die Ränder werden ein wenig brüchig, schließlich rissig. Bücher altern, ja – verleiht ihnen dies nicht einen gewissen Reiz? Atmen sie nicht hierdurch den würdevollen Geist vergangener Epochen? Sind es nicht erst jene Gebrauchsspuren vergangener Lesergenerationen, die ihnen das gewisse Etwas, eine Patina des Überzeitlichen und Bedeutsamen verleihen?

„Mitnichten ist dies unsere Perspektive“, stellt Dr. Stefanie Berberich, Leiterin der Abteilung Technische Dienste und Bestandserhaltung von der Universitätsbibliothek fest. „Wir fürchten derzeit akut um die weitere Existenz eines Großteils unserer Bestände. Wenn wir nicht rasch handeln, sind rund 700 000 von 3,2 Millionen papierbasierter Medien vom Zerfall durch Säurefraß bedroht. Das Papier stirbt von innen heraus. Dies kommt einer Löschung unseres kulturellen Gedächtnisses gleich.“

Der Beginn dieses Problems liegt um das Jahr 1850. Durch das Auftauchen der ersten Zeitungen, Magazine und Bestseller ist die Papier herstellende Industrie überfordert. Alte Produktionsverfahren erweisen sich als ungeeignet, einen Massenmarkt zu sättigen. So wird dem Papierbrei Holzschliff untergemischt – was eine Volu-

menerweiterung mit sich bringt. Die damit einhergehende Verminderung der Qualität wird erst nach Jahrzehnten sichtbar. Das im Holzschliff enthaltene Lignin zerfällt unter dem Einfluss von Licht sowie Luftfeuchtigkeit und bildet Säuren, die das Papier zerstören.

„Seit 2003 beschreiten wir, und zwar konzertiert auf Landesebene, neue Wege, unsere bedrohten Bestände in großem Maßstab zu entsäuern“, so UB-Direktor Dr. Veit Probst. Einmal pro Jahr treffen sich die Bibliothekare der zentralen Einrichtungen Baden-Württembergs, um über neue Methoden der Erhaltung zu diskutieren. Dabei geht es neben technischen Verfahrensfragen auch um Geld: Rund 500 000 Euro jährlich stehen landesweit zur Verfügung. „Im Vergleich mit den Bundeseinrichtungen stehen wir damit noch glänzend da“, so Probst. „Und trotzdem sind diese Mittel mehr als



Bei klirrenden Minusgraden wird das vom Säurefraß bedrohte Papier in einer Art riesiger Waschtrommel deponiert. Sobald diese mit flüssigem Gas geflutet ist, werden 999 von 1000 aggressiven Ionen neutralisiert. So können Bücher gerettet werden. Foto: Preservation Academy

knapp. Es herrscht überdies ein lebhafter Wettbewerb, denn sie werden keinesfalls im Gießkannen-Prinzip vergeben.“

Dank eines systematischen Konzepts zur Bestandserhaltung konnten die Heidelberger innerhalb des Landesprogramms reüssieren und überdurchschnittlich Mittel für sich einwerben. Dennoch werden nicht wenige der UB-Bestände auf der Strecke bleiben.

aus: Rhein-Neckar Zeitung 31.7.2007

Einen Meilenstein für die Universitätsbibliothek im Kampf gegen den Säurefraß stellt die nun beschlossene Zusammenarbeit mit der „Preservation Academy“ dar. Die in Leipzig ansässige GmbH ist eines der drei führenden deutschen Unternehmen, die sich auf die Rettung großer Buchbestände spezialisiert haben. Nachdem 2005 in Heidelberg mit der Schadenserhebung begonnen wurde, zeigte es sich, dass für rund 2000 Bestandseinheiten jede Hilfe durch chemische Behandlung zu spät kam. Diese wurden, um den weiteren Zerfall einzudämmen, in alterungsbeständigen Boxen verschlossen.

2006 begannen die Bibliothekare eine Logistik zu entwickeln, wie eine Massensäuerung vorgenommen werden könne, ohne den Entleihbetrieb zu stören. Nachdem dieser „Masterplan“ steht, sollen 2007 gleich zwei Massensäuerungsaktionen vorgenommen werden – immerhin rund 1500 Bände können danach wieder nahezu säurefrei in das klimatisierte UB-Tiefmagazin unterhalb des Innenhofs der Neuen Universität zurückkehren. Anschließend sollen jährlich 2000 Bestandseinheiten „neutralisiert“ werden. Daneben betreibt die UB ein Digitalisierungsprogramm. Beide Maßnahmen stellen einen beachtlichen Fortschritt dar.

In großen Faltboxen, welche die Bücher vor mechanischer Belastung schüt-

zen, werden sie von Heidelberg nach Leipzig gefahren. Dort verweilen sie zunächst 24 Stunden in einer Kältekammer bei bis zu minus 15 Grad. „Diese Kammer, sie wirkt rein optisch wie eine riesige Wäschtrommel, wird mit einem flüssigen Gas geflutet, das den Wirkstoff Magnesiumpropylat enthält“, erläutert André Lacroix, technischer Leiter der Preservation Academy. In diesem Bad verbleiben die Papiere rund drei Stunden. Danach ist der pH-Wert des Papiers deutlich angestiegen, in etwa von 3 auf etwa 6 bis 7.

„Um es bildlich zu erklären: Von zuvor 1000 aggressiven Ionen ist dann nur noch eines aktiv. Außerdem haben wir eine Art alkalische Reserve im Papier, die auch für die Zukunft eine Schutzfunktion ausübt. Eine Art Schutzschild gegen widrige Umwelteinflüsse darstellt.“

Während die mittelalterlichen Handschriften dank hochwertiger Rohstoffe die Zeitläufte relativ unbeschadet überdauern, droht vor allem Büchern aus Kriegszeiten, in denen die Papierqualität miserabel war, nach nur wenigen Dekaden der Totalverlust. Vor allem das Fehlen eines bundesweiten Rettungsplanes bemängelt Probst. Auf die Einrichtung eines solchen möchte er auf dem Anfang September in Dresden veranstalteten „Tag der Allianz zur Erhaltung des nationalen Kulturgutes“ drängen.

Aus: Rhein-Neckar Zeitung 31.7.2007

Vom heiligen Martin und der Liebe zu Nonnen

„Bibliothek der Mittellateinischen Literatur“ – Eine neue Reihe macht lateinische Werke auch für deutsche Leser zugänglich
Start mit zwei bemerkenswerten Titeln

Von Heiko P. Wacker

Prüde und enthaltsam – so stellt man sich den Kleriker des 12. Jahrhunderts vor. Umso überraschender liest sich das Werk des Andreas Capellanus, das sich unter dem Titel „De amore“ (Über die Liebe) der Sexualität, der Erotik und der Beziehung der Geschlechter widmet. Eine ganz neue Sicht tut sich dem Leser auf, der erstaunt in diesem speziellen dreibändigen Ratgeber des Mittelalters blättert, den der Autor – ein in der Kanzlei des französischen Königs tätiger Kleriker – einst in mittelalterlichem Latein niederschrieb. In der „Bibliothek der Mittellateinischen Literatur“, herausgegeben vom Heidelberger Ordinarius Walter Berschin, liegt das einzigartige Zeugnis hochmittelalterlicher Weltanschauung nun erstmals in vollständiger moderner deutscher Übersetzung vor, die sich dem Göttinger Mittellateiner Fidel Rädle verdankt. Er bringt die Ideen des Klerikers Capellanus auch jenen Lesern nahe, die der lateinischen Sprache nicht mächtig sind.

Frisch im Stil, frivol im Inhalt übertrifft Capellanus mit ganz untypischen Thesen zum Phänomen der Liebe, wobei er nicht die christlich empfundene Nächstenliebe – die „caritas“ – meint, sondern die erotische Liebe – „amor“ – vor der die Kirche nie zu warnen vergaß. Das Besondere an Capellanus' scholastisch argumentierendem Lehrbuch ist, dass er sich als Kenner der Materie ausgiebt, der einem Freund handfeste Ratschläge erteilt, welche sich selbst in den Bereich der Nonnenliebe vorwagen, vor der er freilich warnt: „Denn als ich selber einmal die Gelegenheit bekam, eine Nonne anzusprechen, habe ich diese, mit der Kunst, Nonnen zu umwerben, wohl vertraut, durch den kunstgemäßen Einsatz überzeugender Worte so weit gebracht, dass sie auf meine Wünsche einging, und ich, wie verblendet und nicht mehr denkend, was sich ziemt (...), mit einem Mal von der Macht ihrer Schönheit überwältigt und

von ihrer überaus süßen Rede gefangen war“, berichtet Capellanus, ohne jedoch den glücklichen Ausgang zu verschweigen. „Und obwohl ich als großer Kenner der Liebeskunst und als mit den Heilmitteln der Liebe von vorneherein vertraut gelte, gelang es mir damals doch nur mit knapper Mühe, ihren todbringenden Schlingen zu entkommen und die fleischliche Befleckung zu vermeiden.“

Dennoch gilt Capellanus – scheinbar – die erotische Liebe als der Ursprung alles Guten. Sie allein ist die Macht, die den Menschen erzieht und adelt, und demnach verfehlt, wer sich ihr verweigert, sein Leben. Mit dem aus Ovids „Ars amatoria“ geschöpften Wissen beschreibt der Autor die psychischen Mechanismen der Liebe, ihr ständiges Wachsen und Abnehmen, woraus sich die Techniken zu ihrer Steigerung bzw. zu ihrer Rettung ableiten lassen – was eine kirchliche Reaktion hervorrufen musste, wurde der Traktat doch 1277 in Paris als der christlichen Morallehre widersprechend verurteilt. Indes hatte der Autor seine frivole Liebeslehre bereits selbst im dritten Buch widerrufen – die erotische Liebe als Sünde dar. Das dritte Buch trägt denn auch den Titel „Verwerfung der Liebe“ und rechnet mit der Liebe und vor allem den Frauen ab –



Frisch und frivol: Das Titelbild des Bandes „Über die Liebe“ zeigt einen Ausschnitt aus der Miniatur fol. 183v („Herr Wachtsmut v. Mühlhausen“) der Großen Heidelberger „Manessischen“ Liederhandschrift (UB Heidelberg).

was jedoch auch ironisch zu verstehen ist, zumal der schillernde Charakter der ersten beiden Titel unbenommen bleibt.

Ernsthafter geht es im zweiten Band der „Bibliothek“ zu. Dieser stellt nicht

weniger als die bis heute ausgelebene Übersetzung sämtlicher Gedichte des spätlateinischen Autors Venantius Fortunatus dar, der um 540 geboren wurde und kurz nach 600 als Bischof von Poitiers ver-

starb. Für die Merowingerzeit ist sein Werk eine wichtige Quelle, weshalb Wolfgang Fels' Übersetzung auch für Historiker als Nachschlagewerk dienlich ist. Die deutschsprachige Ausgabe entstand als Dissertation am Heidelberger Seminar für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit und versammelt Gedichte zu politischen und kirchlichen Personen und Ereignissen des 6. Jahrhunderts. Dabei bemühte sich Wolfgang Fels auch um das poetische Flair, indem er sich der originalen Versmaße bediente. Angefügt ist zudem die in Hexametern verfasste Vita des heiligen Martin.

Die „Bibliothek der Mittellateinischen Literatur“ startete mit zwei bemerkenswerten Titeln, die dem Anspruch des Heidelberger Herausgebers Walter Berschin, dem deutschen Lesepublikum lateinische Originale der Spätantike wie des Mittelalters nahezubringen, gerecht wird. Da zudem nur Texte Aufnahme finden, die nicht oder nur unzureichend in deutscher Sprache vorliegen, stellt die Reihe eine Bereicherung der deutschsprachigen Bücherlandschaft dar.

① **Info:** Andreas Capellanus: „Über die Liebe (De amore). Ein Lehrbuch des Mittelalters über Sexualität, Erotik und die Beziehungen der Geschlechter“. Ungekürzt und ungereinigt übersetzt und kommentiert von Fidel Rädle. Stuttgart 2006. 277 S., 94 Euro.

Venantius Fortunatus: „Gelegentlich Gedichte. Das lyrische Werk. Die Vita des hl. Martin“. Übersetzt und kommentiert von Wolfgang Fels. Stuttgart 2006, 500 S., geb.; 124 Euro.

Beide Bücher sind im Stuttgarter Hiersemann Verlag in der von Prof. Walter Berschin (Seminar für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit Heidelberg) herausgegebenen Bibliothek der Mittellateinischen Literatur erschienen. Weitere Bände folgen.

aus: Rhein-Neckar-Zeitung 31.07.2007

Erinnerungen an das Paradies der Tonkünstler

Vitrinenausstellung in der Universitätsbibliothek zeigt seltene historische Exponate – In Mannheim spielten die besten Musiker

Von Johannes Schnurr

Kunstsinnig war die Gemahlin des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, Anna Maria Ludovica von Medici, vor allem anderen. Und so richtete die italienische Mäzenatin eine Stiftung ein, die selbst im aufgeklärten 18. Jahrhundert ihresgleichen suchte. Mit nicht weniger als 52 000 Gulden pro Jahr sollte die Mannheimer Hofkapelle gefördert werden. Und dank dieser „medicaischen Stiftung“ spielten die Kurpfälzer ab den 1760er Jahren in der ersten Liga der europäischen Orchester – auf Augenhöhe mit Wien, Neapel, Paris und London.

Der musikliebende Kurfürst Carl Theodor engagierte die besten Musiker seiner Epoche, so dass der englische Organist und Gelehrte Charles Burney über die Mannheimer Hofkapelle feststellte, sie sei eine „Armee von Generälen“, deren Musiker gleichwohl einen Schlachtplan entwerfen (komponieren) als auch fechten (spielen) könnten. „Nicht zuletzt wegen der guten Bezahlung und der sozialen Absicherung galt der kurfürstliche Hof unter Zeitgenossen als das Paradies der Tonkünstler“, so Dr. Bärbel Pelker von der Forschungsstelle „Südwestdeutsche Hofmusik“ der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

In vier Vitrinen präsentiert nun die Forschungsstelle unter der Leitung von Prof. Silke Leopold in der ersten Etage



Auf einem Fächer aus dem 18. Jahrhundert wird das gesellschaftliche Leben der Epoche idealisiert. Neben einer Tanzszene ist die höfische Gesellschaft im erbaulichen Gespräch über Philosophie und Architektur zu sehen. Faktisch ging es unter den Adligen aber meist weit weniger kultiviert zu. Foto: Johannes Schnurr

der Heidelberger Universitätsbibliothek seltene Exponate aus dem 18. Jahrhundert wie einen handbemalten Fächer, aber auch alte handgeschöpfte Papiere und Notenhandschriften. „Es kommt uns besonders darauf an“, erläutert Pelker, „anschaulich zu demonstrieren, wie wir forschen und worin der Nutzen unserer Arbeit für die Allgemeinheit besteht.“ So

gelang den Heidelberger Musikwissenschaftlern die Entdeckung längst verloren geglaubter Kompositionen, die mit zu den wichtigsten Kulturgütern Baden-Württembergs gerechnet werden dürfen. Mehrere von ihnen wurden von den Mitarbeitern der Forschungsstelle in modernen Ausgaben publiziert und unter anderem bei den Schwetzingen Festspielen zum ers-

ten Mal seit rund 250 Jahren wieder gespielt. Eine regelrechte Fanggemeinde existiert mittlerweile vor allem in den USA und Australien. In Neuseeland fand sich ein Orchester zusammen, das dabei ist, die wichtigsten Werke der vormaligen Mannheimer Hofkapelle auf CD einzuspielen.

Zu der Ausstellung steuerte die Universitätsbibliothek unter anderem einen Hofkalender aus dem Jahre 1778 bei. In ihm werden der Hofstaat und damit auch seine Musiker namentlich vorgestellt sowie die Hof- und Kirchenfeste als verpflichtendes Zeremoniell gelistet, was unter dem Aspekt einer Rekonstruktion der damaligen Struktur des höfischen (Musik)-Lebens wichtig ist.

① **Info:** Die Ausstellung der Musikwissenschaftler ist im ersten Stock der Universitätsbibliothek Heidelberg von Montag bis Freitag von 8.30 Uhr bis 22 Uhr sowie samstags und sonntags von 9 bis 22 Uhr zu sehen.

aus: Rhein-Neckar Zeitung 31.8.07

Fixes Recherchieren mit „HEIDI“

Universitätsbibliothek betreibt ihren Online-Katalog jetzt mit Suchmaschinen-Technologie

rnz. Die Universitätsbibliothek Heidelberg ist eine der ersten Bibliotheken Deutschlands, die ihren Online-Katalog jetzt auf der Basis einer Suchmaschinen-Technologie betreibt. Der neue HEIDI-Katalog der Universitäts-Bibliothek bietet so Recherchemöglichkeiten auf höchstem technischen Niveau. Das IT-Team der Universitätsbibliothek hat auf Basis des Open-Source-Frameworks „Lucene“ eine Suchmaschine entwickelt und speziell auf die Anforderungen eines Bibliothekskatalogs zugeschnitten.

Dieser „Online-Katalog der nächsten Generation“ bringt sämtliche Vorteile, die von Internetsuchmaschinen bekannt sind: sekundenschnelle Suche, Rechtschreibprüfung, intelligentes Ranking oder nachträgliche Suchverfeinerung.

Die „Einfache Suche“ über das Such-

feld „Freitext“ ermöglicht eine komfortable Recherche wie bei der Suchmaschine Google. In das Suchfeld können beliebige Begriffe, wie Autor, Titel, Jahr oder ISBN-Nummer, eingetragen werden. Dabei werden nicht nur Katalogdaten, sondern auch weitere Quellen, wie etwa gescannte Inhaltsverzeichnisse, automatisch durchsucht. Außerdem wird automatisch eine parallele Recherche im digitalisierten Zettelkatalog, dem sogenannten „DigiKat“, gestartet, der umfasst alle Jahre von 1936 bis 1985.

Auch bei großen Treffermengen wird die Suche jetzt in Sekundenschnelle durchgeführt und dabei übersichtlich präsentiert. Die Trefferübersicht enthält bereits alle notwendigen Titelangaben sowie sämtliche Links auf Online-Versionen, Inhaltsverzeichnisse oder Rezensionen.

Das Suchergebnis kann durch automatisch erzeugte Suchfilter, wie beispielsweise Jahr oder Sprache, noch weiter verfeinert werden. Von einem bestimmten Treffer ausgehend kann die Suche zudem über die Funktion „Ähnliche Titel suchen“ erweitert werden. Alle Titel können auch in Bib-Tex- oder in Endnote-Formaten angezeigt und exportiert werden. Damit ist ein nahtloser Übergang zu Literaturverwaltungsprogrammen geschaffen.

Das Potential des neu entwickelten HEIDI-Katalogs sei noch nicht voll ausgeschöpft, so die Pressemitteilung. Der Katalog werde fortwährend aktualisiert und ständig verbessert.

Das Potential des neu entwickelten HEIDI-Katalogs sei noch nicht voll ausgeschöpft, so die Pressemitteilung. Der Katalog werde fortwährend aktualisiert und ständig verbessert.

2 NZ, 13.8.07

Endlich klare Verhältnisse

Die Heidelberger Portheim-Stiftung erhält Millionenwert zurück – Vereinbarung mit der Universität

Von Volker Oesterreich

Nach mehr als 70 Jahren hellt sich ein düsteres Kapitel der Heidelberger Kulturgeschichte auf: Die Universität gibt eine einzigartige mittelalterliche Handschrift, fünf wertvolle Inkunabeln und 26 weitere alte Drucke aus dem 16. und 17. Jahrhundert offiziell an die Portheim-Stiftung zurück. Ein entsprechender Vertrag wurde gestern zwischen Rektor Peter Hommelhoff und dem Kuratoriumsvorsitzenden der Heidelberger Portheim-Stiftung, Dr. Jobst Wellensiek, in der Alten Universität unterzeichnet. Beide Seiten vereinbarten, dass die Schriften der Universitätsbibliothek als Dauerleihgaben zur Verfügung gestellt werden. Während der NS-Zeit waren sie unter zweifelhaften Umständen in die UB gelangt, da die jüdischen Kuratoriumsmitglieder der Stiftung beurlaubt und durch Universitätsangehörige ersetzt worden waren.

Vor gut zwei Jahren hat die Rhein-Neckar-Zeitung die herben Verluste des von der Portheim-Stiftung getragenen Völker-

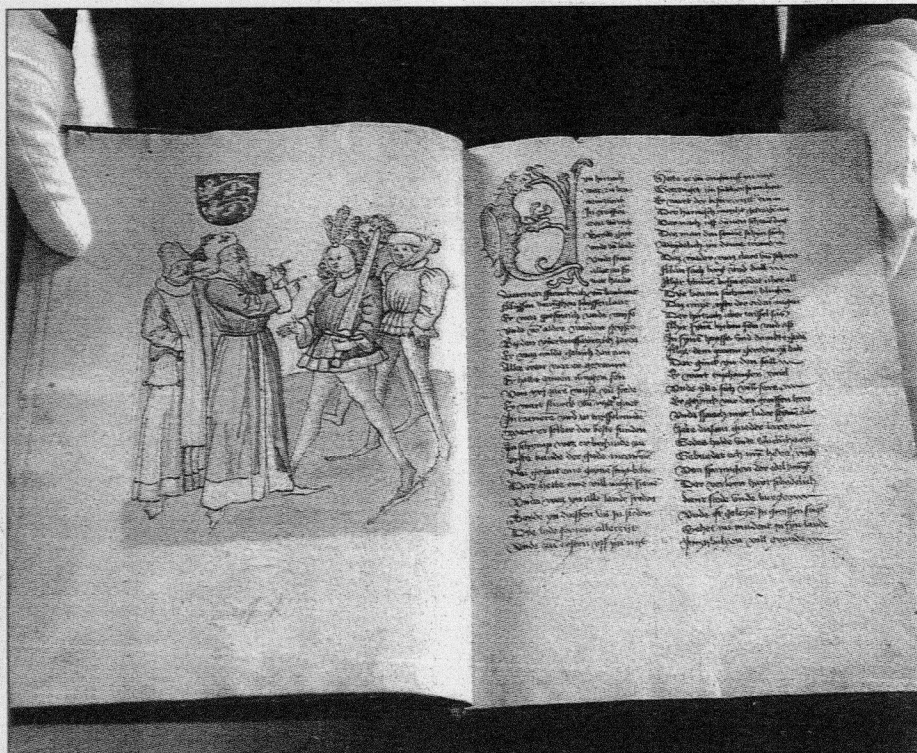
kundemuseums während und nach der NS-Zeit öffentlich gemacht. Bald darauf verständigten sich die damalige Oberbürgermeisterin Beate Weber, die Universität und das baden-württembergische Wissenschaftsministerium darauf, das Forschungsprojekt zur „Geschichte der Josefine und Eduard von Portheim-Stiftung für Wissenschaft und Kunst von 1919 bis 1955“ unter der Federführung des Historikers Prof. Frank Engehausen zu starten. Anfang kommender Woche will Engehausen seinen Abschlussbericht gemeinsam mit OB Eckart Würzner vorstellen. Wichtigstes Ergebnis dabei: Die Stadt soll sich nicht an arisierten Portheim-Grundstücken bereichert haben. Laut Engehausen seien die meisten Grundstücke der jüdischen Stiftung unter dem Druck der Weltwirtschaftskrise bereits vor 1933 veräußert worden.

Die bedeutendste jetzt zurückgegebene Schrift der Portheim-Stiftung ist „Der Herzog von Braunschweig“, entstanden um 1460. Dr. Veit Probst (Direktor der Universitätsbibliothek) und Dr. Armin

Schlechter (Leiter der Handschriften-Abteilung) sprachen von einem „hohen sechsstelligen bis knapp siebenstelligen Wert“. In rund 2000 mittelhochdeutschen Versen erzählt der Ritterroman vom Kriegszug eines Braunschweiger Herzogs nach Spanien, wo er gegen Muslime kämpft und zugleich das Herz der spanischen Königin erobert. Der Text ist in keiner anderen Handschrift überliefert.

Im 19. Jahrhundert wurde die Handschrift zusammen mit zwei weiteren nicht so bedeutenden Texten gebunden, später erwarb ihn der Portheim-Stifter und Mineralogie-Professor Viktor Goldschmidt, der 1933 einem Krebsleiden erlag. 1936 folgte dann anlässlich des 550. Universitätsjubiläums die rechtlich und moralisch zweifelhafte Übergabe der Handschrift an die Universität. Mit dem jetzigen Leihvertrag wurden endlich klare Verhältnisse geschaffen.

Zu den weiteren zurückgegebenen Inkunabeln und frühen Drucken gehören Bibeln, Schriften von Abraham a Santa Clara, Martin Luther und Boccaccio.



Mit Federzeichnungen geschmückt: die einzige überlieferte Handschrift des mittelalterlichen Versepos „Der Herzog von Braunschweig“. Der Schätzwert der jetzt offiziell der Heidelberger Portheim-Stiftung zurückgegebenen Handschrift beträgt rund eine Million Euro. Als Leihgabe bleibt sie in der Universitätsbibliothek. Foto: Peter Dorn

Uni gibt wertvolle Handschrift zurück

Heidelberg. (voe) Die Heidelberger Universität hat eine mittelalterliche Handschrift im Wert von rund einer Million Euro sowie 31 Frühdrucke aus dem 15. bis 17. Jahrhundert an die Portheim-Stiftung zurückgegeben. Die Schriften, die während der NS-Zeit unter dubiosen Umständen in den Besitz der Universität gelangt sind, bleiben per Leihvertrag in der UB. Unterzeichnet wurde er gestern von Rektor Peter Hommelhoff und dem Rechtsanwalt Dr. Jobst Wellensiek, der Kuratoriumsvorsitzender der Portheim-Stiftung ist. Hauptzweck der Stiftung ist die Förderung des Völkerkundemuseums. Durch RNZ-Berichte wurde vor zwei Jahren bekannt, dass das Völkerkundemuseum während und nach der NS-Zeit herbe Verluste erlitt. > Feuilleton

aus: Rhein-Neckar-Zeitung 20.09.2007

Stichwort

Portheim-Stiftung

Die Josefine-und-Eduard-von-Portheim-Stiftung, wie sie mit vollem Namen heißt, wurde 1919 von Victor Goldschmidt gegründet. Der international renommierte Wissenschaftler, Forscher und Gelehrte stammte aus einem wohlhabenden jüdischen Elternhaus. 1933 starb er an Magenkrebs. Seine Sammlung bildete den Grundstock für das Völkerkundemuseum in der Hauptstraße. Die Drucke und Manuskripte aus seinem Erbe gingen an die Stiftung, die jedoch drei Jahre später beschloss, die Werke zu veräußern. Eine Handschrift – „Der Herzog von Braunschweig“ – schenkte man der Universität zum 550. Jubiläum. Sie hat heute einen Wert von rund einer Million Euro. Der unverkäufliche Restbestand folgte 1941. Allerdings waren 1934 der Heidelberger Oberbürgermeister und der Rektor der Universität in das Kuratorium eingedrückt, und nachdem Goldschmidts Witwe Leontine (geborene von Portheim) 1935 ihren Vorsitz niedergelegt hatte, waren vier der fünf Mitglieder Angehörige der Universität. kjs



Veit Probst (rechts), Direktor der Universitätsbibliothek, und Armin Schlechter, Leiter der Handschriftenabteilung, mit der Kirchenordnung für Pfalz-Neuburg von 1570.
Bilder: Rothe

aus: Mannheimer Morgen 20.03.2007

Universität gibt kostbare Bücher an Besitzer zurück

Handschriften und Drucke in der Nazi-Zeit von der Portheim-Stiftung erhalten / „Grundstücksgeschäfte hat es nicht gegeben“



„Der Herzog von Braunschweig“ von 1460 ist eines der Bücher, die aus dem Besitz der Portheim-Stiftung an die Uni gingen. Heute hat das Werk einen Wert von rund einer Million Euro.

Von unserem Redaktionsmitglied
Simon Scherrenbacher

Die Universität Heidelberg hat der Portheim-Stiftung wertvolle Handschriften und Drucke zurück gegeben. Rektor Peter Hommelhoff und Kuratoriumsleiter Jobst Wellensiek unterzeichneten gestern in der Alten Universität eine entsprechende Vereinbarung. Die Hochschule hatte die Werke in den Jahren 1936 und 1941 erhalten, als die jüdischen Mitglieder des Kuratoriums bereits durch Angehörige der Ruperto Carola ersetzt worden waren.

„Vor diesem Hintergrund muss man die Rechtmäßigkeit der damaligen Schenkung bezweifeln“, erklärt Frank Engehausen vom historischen Seminar, der den Vorfall im Rahmen eines Forschungsprojektes untersucht und der Universität nun seinen Abschlussbericht vorgelegt hat. Es handelt sich im Einzelnen um 26 Drucke aus dem 16. und 17. Jahrhundert, fünf aus der Zeit davor – so genannte Inkunabeln – und eine mittelalterliche Handschrift von 1460.

Die Portheim-Stiftung erklärte sich dazu bereit, die Bücher der Uni-Bibliothek weiterhin zur Verfügung zu stellen. Doch sie machen nur einen Bruchteil dessen aus,

was noch aus ihrem Besitz an die Universität ging: Etwa eine „volkskundliche Lehrschau“, deren Exponate allerdings nach dem Zweiten Weltkrieg verschwanden. „Das lässt sich nicht rückgängig machen“, bedauert Engehausen. Seine Recherchen hätten jedoch ergeben, dass anders als befürchtet keines der Portheim-Institute, von denen es ein gutes Dutzend gab, an die Hochschule abgegeben wurde. Die Stiftung habe sie allesamt noch in den zwanziger Jahren geschlossen. Häuser hätten ebenfalls nicht den Besitzer gewechselt: „Grundstücksgeschäfte hat es nach 1933 nicht mehr gegeben“, sagt Engehausen.

Hommelhoff ist sichtlich erleichtert, den Vorwurf an Hochschule, Stadt und Land, sich an Dingen bereichert zu haben, die der Portheim-Stiftung gehörten, zumindest ein Stück weit entkräftet zu haben. „Dass die Universität sich Grundbesitz und Häuser unter den Nagel gerissen haben sollte, hat mich besonders getroffen“, gesteht er ein. Doch die Diskussion ist damit noch nicht zu Ende: Am kommenden Montag will sich Oberbürgermeister Eckart Würzner aus Sicht der Stadt zu dem Thema äußern.

► Stichwort

aus: Mannheimer Morgen 20.09.2007

Mit der neuen Mitarbeiterin Anke Trautmann (Mitte) bekommt die Mediathek von ÜWG und EBS in Wald-Michelbach eine neue Qualität. Unser Bild zeigt ferner (von links) Rektor Gerd Pieschel, Bürgermeister Joachim Kunkel, Hans-Peter Mury sowie Dr. Pascale Max.

Bild: Kopetzky



Bücherei-Angebot bekommt eine neue Qualität

Diplom-Bibliothekarin Anke Trautmann betreut jetzt die Mediathek von ÜWG und EBS

Wald-Michelbach. (kko) Mit dem Arbeitsbeginn von Diplom-Bibliothekarin Anke Trautmann ging am Wald-Michelbacher Überwald-Gymnasium ein fast zwei Jahrzehnte lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Oberstudiendirektor Gerd Pieschel und Bürgermeister Joachim Kunkel als Vertreter der Anstellungsbehörde begrüßten die neue Mitarbeiterin und brachten ihre Freude darüber zum Ausdruck, dass das Bücherei-Angebot durch ihre Tätigkeit eine ganz neue Qualität gewinne.

Gut erinnerte sich der Leiter des ÜWG noch daran, dass er bereits 1988 erste Bemühungen startete, eine Bibliothekarin einstellen zu können. Damals habe ihn das Schulamt gebeten, sich noch ein wenig zu gedulden. Obwohl er immer wieder neue Versuche unternommen habe, sei die Realisierung dieses Wunsches erst durch die Aufnahme der Eugen-Bachmann-Schule und des ÜWG in das Ganztags-Programm des Landes ermöglicht worden. Sein Dank

galt dem Kreis Bergstraße für die Bereitschaft, einen Teil der erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen, sowie der Gemeinde Wald-Michelbach für ihre Unterstützung in dem gesamten Prozess. Durch die Öffnung der Mediathek für alle Wald-Michelbacher Bürger gebe das ÜWG etwas an die Öffentlichkeit zurück.

Zum geplanten zeitlichen Ablauf teilte er mit, dass die Mediathek, die für bis zu 15 000 Medien ausgelegt worden sei, nach den Herbstferien zunächst für die Schüler des ÜWG und der EBS geöffnet werden solle. Termin für die offizielle Eröffnung sei der 22. November. Einige Zeit später solle auch die Öffnungszeit für die Wald-Michelbacher Bürger festgelegt werden.

Bürgermeister Kunkel hieß Anke Trautmann im Kreis seiner Bediensteten willkommen und brachte seine Freude darüber zum Ausdruck, dass die Arbeit in der Mediathek bereits soweit fortgeschritten sei. Durch die Öffnung für die Öffentlichkeit

mache das Bücherei-Angebot in Wald-Michelbach einen beträchtlichen Schritt nach vorn.

Seit jeher habe sich die Gemeinde darum bemüht, die Schulen in ihrem Streben nach einer Verbesserung des Angebotes zu unterstützen. So sei es auch ganz selbstverständlich gewesen, dass die Gemeinde ihren Teil zur Finanzierung der Mediathek beitrage. Schließlich trage die Tatsache, dass Wald-Michelbach Schulstandort sei, auch einen wichtigen Teil zur Attraktivität bei. Die Schulen zu erhalten, müsse allen Menschen im Überwald am Herzen liegen: „Jeder muss die Einstellung haben: Das sind unsere Schulen“, forderte er.

In einem Rundbrief warb das ÜWG für eine ehrenamtliche Mitarbeit in der Mediathek, innerhalb kurzer Zeit meldeten sich sechs Wald-Michelbacher, die sich dafür bereit erklärten, Anke Trautmann zu unterstützen. Weitere Interessenten können sich im Sekretariat des ÜWG melden.

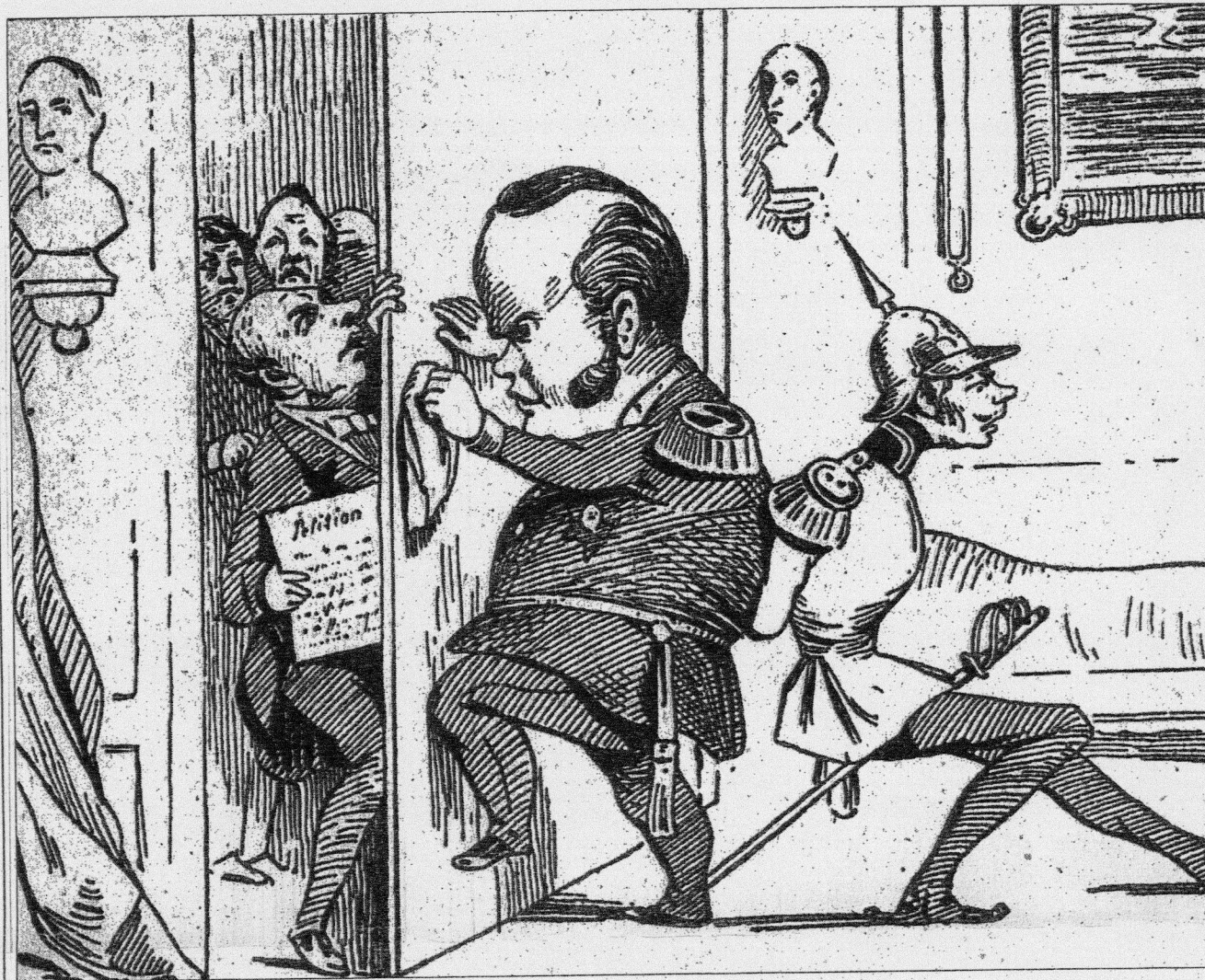
aus: Odenwälder Zeitung September 2007

Die Sprache der Herrscher

It Metaphern gegen den „Ludergeruch der Revolution“: So redeten die Hohenzollern

Die Vermutung, dass auch gekrönte Häupter eine Individualität haben, die trotz der vielen Zwänge und Regeln, denen ihre herausgehobene Rolle unterliegt, sich in ihrer Sprache ausdrückt, ist ein hübscher Einfall, dem Volker Wittener in seiner Freiburger Dissertation am Beispiel einiger Preußenkönige nachgegangen ist. Für die Plausibilität des Themas spricht vor allem das bekannte Beispiel des letzten Herrschers auf dem Thron der Hohenzollern, Kaiser Wilhelm II., bei dem sich Wortgewalt und Eitelkeit zum wahrhaft unheilvollen „Regiment der unverantwortlichen Rede“ verschwisterten. Weniger bekannt, aber ein nicht minder lohnender Gegenstand solcher Untersuchung ist die metaphernreiche Sprache König Friedrich Wilhelms IV., des Romantikers unter den Herrschern Preußens. Ergiebig schließlich auch Friedrich II., der Große, der „Philosoph von Sanssouci“, der als einziger Preußenkönig auch ein großes literarisches Werk hinterlassen hat.

Zu diesen drei hinzu tritt noch Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, der das Verdienst hat, die Hohenzollern-Dynastie zu einem Herrschergeschlecht zu erheben, das gewissermaßen der europäischen Norm entsprach. Das gelang ihm neben der Konsolidierung der Macht des Hauses Brandenburg-Preußen vor allem dadurch, dass er als Erster dem preußischen Hof kulturellen Glanz verschaffte, weshalb er sich den Ruf erwarb, ein „Mäzen der Wissenschaften“ zu sein. Vor allem dank seiner liberalen Hugenottenpolitik, die den französischen Glaubensflüchtlingen in seinem Herrschaftsreich Zuflucht gewährte, leistete er einen erheblichen Beitrag zur Hebung der Kultur an seinem Hof. Eine unmittelbare Folge davon war, dass das Französische in Brandenburg-Preußen früher als an anderen deutschen Höfen als Sprache, die dynastischen Glanz zum Ausdruck brachte, in Gebrauch kam.



„Zwischen mich und mein Volk soll sich kein Stück Papier drängen.“ – Karikatur auf die Haltung Friedrich Wilhelms IV. während der Revolution von 1848.

Foto: AKG

Dessen ungeachtet bevorzugte der Große Kurfürst aber die deutsche Sprache, darin wie auch in dem Umstand, dass der Herrscher Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, einer der wichtigsten Vereinigungen zur Pflege der deutschen Sprache war, erkennt Wittenauer eine ausgeprägt kulturpatriotische Haltung Friedrich Wilhelms. Das äußerte sich vor allem im bemerkenswert schlichten Sprachstil dieses Herrschers, der sich von der verschnörkelten, mit zahlreichen französischen Wendungen gespickten Barocksprache der Zeitgenossen stark unterschied. Als ausschlaggebend dafür erkennt Wittenauer die „Religiösität und Frömmigkeit“, die von ihm als die beiden „entscheidenden inhaltlichen Säulen der Sprache des Großen Kurfürsten“ identifiziert werden.

Die Krone aus Metzgers Hand

Während dessen Nachfolger Friedrich I. und vor allem Friedrich Wilhelm I., der „Soldatenkönig“, durch einen sprachlich wie kulturell eng begrenzten Horizont auffällig wurden, knüpfte erst Friedrich II. wieder an das vernachlässigte Erbe des Großen Kurfürsten an. Allerdings tat er das auf seine Weise, indem er der französischen Sprache entschieden den Vorzug vor dem Deutschen gab, was durchaus im Einklang stand mit der an den deutschen Höfen in damaliger Zeit gepflegten Kultur, die dem Ideal des honnête homme huldigte. Dieses Ideal galt aber nirgendwo soviel wie am Hofe Friedrich II., der nicht nur vorzugsweise französisch sprach und schrieb, sondern dessen umfassendes kulturelles Interesse sich ausschließlich am Vorbild der französischen Klassik orientierte.

Das Deutsche war für ihn eine Fremdsprache, die er nur unzulänglich beherrschte, weshalb ihm Rudolf Augstein, einer seiner Biographen, bescheinigte: „Friedrichs deutsche Grammatik freilich, (...) war eines Kutschers würdig“. Dieses Urteil stützt sich vor allem auf die Marginalien Friedrichs, die nicht nur eine eigenwillige Orthographie, sondern auch einen eng begrenzten deutschen Wortschatz sowie Einflüsse der Berliner Umgangssprache verraten, was seine Bewunderer aber nicht daran hinderte, ihm große sprachliche Kreativität nachzusagen, die ihren Niederschlag in einer Reihe „geflügelter Worte“ fanden, die Friedrich II. angeblich geprägt haben soll.

Das eigenwilligste Sprachtalent unter allen Hohenzollernherrschern besaß indes Friedrich Wilhelm IV., der von 1840 bis zum Oktober 1857 regierte und dem Heinrich Heine deshalb in einem ironischen Vierzeiler seine Anerkennung zollte: „Ich habe einen Faible für diesen König, / ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig. / Ein vornehmer Geist, hat viel Talent – / Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent“.

Die Vorstellungswelt Friedrich Wilhelms IV. war möbliert mit ausschweifenden romantisch-mittelalterlichen Ideen, die sich unmittelbar auf seine exaltierte Sprache auswirkten. Das blieb schon den Zeitgenossen nicht verborgen, die ihn mit Julian Apostata verglichen, über den der Theologe David Friedrich Strauß damals ein Buch mit dem Titel veröffentlichte „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“, das zahlreiche Anspielungen auf Friedrich Wilhelm IV. enthielt. Der Julian Apostata, den Strauß beschrieb, war ein Komödiant, der eine ruhmreiche Vergangenheit nur nachzäpfen versuchte, als er die heidnische Anti-

ke wiederzubeleben suchte. Die Parallelen waren unübersehbar. Der Preußenkönig suchte seinen Kult der „Antiquität“ auch auf die Politik zu übertragen und träumte von einer unmittelbaren menschlichen Beziehung zu seinem Volk.

In den Wirren und Verwirrungen der Revolution von 1848 führte das zu zahlreichen Missverständnissen. Das bekannteste Beispiel dafür ist sein Aufruf „An mein Volk und an die Deutsche Nation“ vom 21. März 1848, in dem er mit feurigem Überschwang verkündete: „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reichs gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf“. Als ihm im Jahr darauf die in der Frankfurter Paulskirche versammelten Repräsentanten des deutschen Volks die Kaiserkrone anboten, wies er deren Ansinnen indigniert zurück. Dem Großherzog von Hessen wie seinem Vertrauten Bunsen schrieb er damals, man habe ihm eine „Schweinekron“ angeboten, eine „Wurstprezel“, die nicht von Gottes Gnaden, sondern von Meister Bäcker und Metzger käme, „ein Halsband von ungegerbtem Leder, womit man mich an die Revolution binden wollte!“, eine Krone, an der „der Ludergeruch der Revolution“ haften, ein „Reif aus Dreck und Letten“.

Die skurrile und geradezu tropisch wuchernde Metaphorik verrät ein eigenwilliges Sprachtalent, das Friedrich Wilhelm IV. oft, und was damals ungewöhnlich war, vor allem auch in öffentlicher Rede unter Beweis stellte. Seine eigenwillige, bilderreiche Sprache diente ihm vor allem dazu, seinem erhabenen dynastischen Rollenverständnis Ausdruck zu geben. In beidem wurde er nur noch von Kaiser Wilhelm II. übertroffen, der mit

seiner sprichwörtlichen „Redewut“ das „Regiment der unverantwortlichen Rede“ erfand. Allein damit vermochte es Wilhelm II., der Epoche seinen Namen zu geben, aber nicht so sehr deshalb, weil er durch sein Beispiel die Zeit geprägt hätte, sondern weil er sie bis zum Grad jener Vollkommenheit verkörperte und ihr sprachlichen Ausdruck und damit ein Selbstbewusstsein verschaffte, was ihn fraglos zum Vorbild vieler seiner Zeitgenossen werden ließ.

Ein Empfindungsmensch

Wie Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV. war auch Wilhelm II. ein Schöngeist, eine künstlerische Natur. Aber im Unterschied zu diesen, die durch Pflichtbewusstsein oder dynastisches Rollenverständnis diese Anlage zu zügeln zusetzten, war Wilhelm II. ein von Eitelkeit zerfressener, nach Effekten und Sensationen gieriger Empfindungsmensch. Das äußerte sich in seinem Uniform- und Ordensfimmel wie in seinem ungezügelten Drang, bei jeder Gelegenheit sich öffentlich und häufig aus dem Stegreif vernehmen zu lassen. Dazu ließ er sich nur zu bereitwillig durch eine ihm eigene Sprachgewalt verführen, über die kein anderer Monarch im damaligen Europa gebot. Das aber gereichte ihm und dem Reich, das er repräsentierte, zum Verhängnis, denn die kaiserlichen Reden trugen ganz entscheidend dazu bei, das Bild Deutschlands in der Welt zu verhunzen.

JOHANNES WILLMS

VOLKER WITTENAUER: *Im Dienste der Macht: Kultur und Sprache am Hof der Hohenzollern. Vom Großen Kurfürst bis zu Wilhelm II., Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2007, 338 S., 38 Euro.*

aus: Süddeutsche Zeitung September 2007